Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 14 (1972)

Nachruf: Abschied von Martin Schmid

Autor: Buol, Conrad / Meuli, Hans

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Abschied von Martin Schmid

I. Ein Wort des Dankes

von Conrad Buol

Martin Schmids vielseitiges und einflußreiches Wirken als Schulmann, als Verfasser kulturkritischer und pädagogischer Schriften und als Dichter zeugt von einer geistigen Kraft und Weite, die ihm in besonderem Maße eigen waren. Die geistvoll-frische Art seiner starken Persönlichkeit, die Spontaneität und Lebendigkeit im Ausdruck, in der mitmenschlichen Begegnung, auch etwa seine behutsame Verhaltenheit, dann wieder die Strahlungskraft prägnanter Formulierungen, das und vieles mehr beeindruckte jene, die ihn näher kennen lernen durften. Dankbar für das, was er ihnen, unserem Volk war, nahmen sie, nahm eine große Trauergemeinde Ende März 1971 in der Martinskirche in Chur von ihm Abschied.

In Chur, dem kleinen Markt- und Beamtenstädtchen, das er so oft und liebevoll geschildert hat, erlebte Martin Schmid eine sonnige Jugend- und Schulzeit. Gerne erinnerte er sich an seine Lehrer, besonders an die Brüder Wieland, die nicht nur stumpen- und pfeifenrauchend den Pausenplatz auf- und abschritten, sondern auch aus Hebels Schatzkästchen vorlasen und so schon im Primarschüler den Zugang zur Welt der Dichtung öffneten. Später war er Schüler des Religionslehrers Leonhard Ragaz, der dann zur Zeit des ersten Weltkrieges und in den folgenden Jahren im schweizerischen Geistesleben an vorderster Front stand, indem er die Lauen und Selbstgefälligen aufrüttelte, viel Hergebrachtes schonungslos in Frage stellte und seine geistreich-angriffige «Pädagogische Revolution» verkündete. Dieser Feuergeist hatte wohl nicht geringen Einfluß auch auf Schmids politische, für neue Auffassungen aufgeschlossene Haltung.

Aus seinem Leben schrieb Martin Schmid selber 1956 in der Bodenseezeitung, die damals neben einem von Gian Caduff verfaßten Dichterbild Schmids auch Proben seines dichterischen Schaffens wiedergab: «Ich bin 1889 in Chur geboren, habe in Chur die Volksschule und das kantonale Lehrerseminar besucht, war in Chur, nach Studien an der Universität Zürich, 15 Jahre Sekundarlehrer und 24 Jahre Direktor des Lehrerseminars: ich werde voraussichtlich in Chur sterben. Also Chur, Chur und nochmals Chur. Wem sagt denn das schon etwas? Chur ist eine uralte Paßstadt; wer bleibt da hängen, wo die walddunkeln Bergstraßen in die Höhe und Weite nach dem blauen Süden locken? Aber auch in der Enge kann sich ein Leben erfüllen.»

Ja, es war ein erfülltes Leben, das über Chur hinaus Anerkennung fand, das 1954 durch die Überreichung des ostschweizerischen Radiopreises und 1969 durch die Verleihung des ersten bündnerischen Kulturpreises ausgezeichnet wurde.

Doch zuerst zum *Schulmann*. Nach einem kurzen Schulmeisterwinter in Davos-Dorf widmete sich Martin Schmid in Zürich Studien der Geschichte, deutschen Literatur,

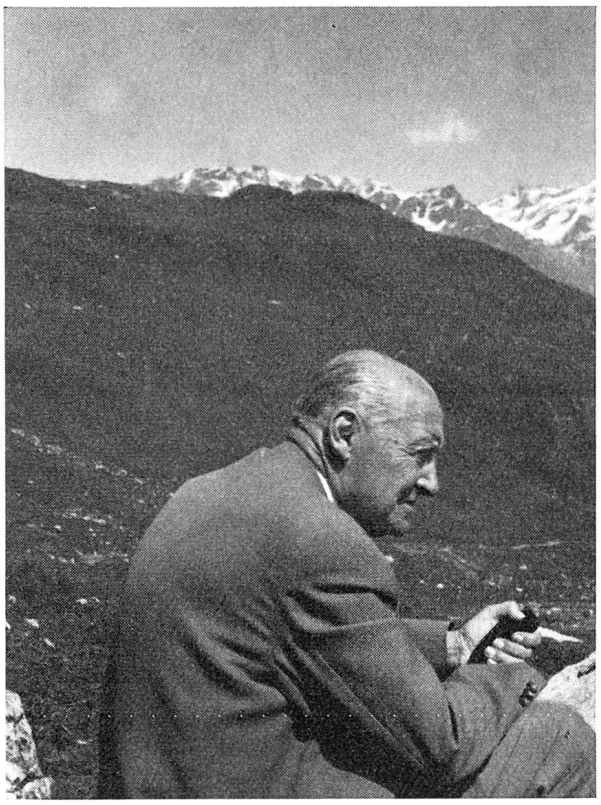
Psychologie, Philosophie und Kunstgeschichte. Bei Fr. W. Förster hörte er auch Vorlesungen über Pädagogik. Er schrieb «in bester Laune und unter Konsumation vieler Brissagos» abends nach der Archivarbeit seine Dissertation «Zur Geschichte des Finanzwesens im alten Graubünden». Von 1914—1927 war er als Sekundarlehrer in Chur tätig. Stark beeindruckte ihn 1920 ein Aufenthalt in London und Oxford, wo er wertvolle Einblicke in das englische Schulwesen erhielt. Als Nachfolger von Paul Conrad übernahm er 1922 das Präsidium des Bündner Lehrervereins, dem er 15 Jahre umsichtig und gewandt vorstand.

Als 1927 der siebzigjährige Paul Conrad, müde geworden, auch seine Tätigkeit als bündnerischer Seminardirektor beendigte, konnte er dieses Amt ebenfalls seinem ehemaligen Schüler Martin Schmid übergeben. Während zwei Dutzend Jahren, also bis 1951, hat Schmid den Acker, den sein Lehrer lange Zeit bearbeitete, weiter bestellt. Conrad und Schmid waren, wie aus Äußerungen ihrer ehemaligen Amtskollegen hervorgeht, markante Mitglieder der schweizerischen Seminardirektorenkonferenz; beide führten das Bündner Lehrerseminar zielbewußt und sicher, in ähnlichem Sinn und Geist, obwohl sie, aus recht verschiedenem Holz, sich durch verschiedene Wesensart, verschiedene Interessen und Geisteshaltung auszeichneten: Paul Conrad war ausgesprochen naturwissenschaftlich orientiert, nüchtern-sachlich, der wissenschaftlich begründeten, streng logisch aufgebauten Unterrichts- und Erziehungslehre Herbart-Zillers verpflichtet; Martin Schmid mehr spontan-intuitiv, den Geisteswissenschaften und der Kunst, der Pädagogik etwa Paul Häberlins zugetan. Doch in seinem Psychologieunterricht hat Schmid noch während Jahren Conrads Lehrbuch verwendet.

Wie schon Paul Conrad war auch Martin Schmid bemüht, das Seminar zu einer eigenständigen Berufsschule zu gestalten. Das war damals, als noch die gesamte Kantonsschule in den heute nicht mehr stehenden Gebäuden an der Halde untergebracht und schon deshalb die Verflechtung des Seminars mit den übrigen Abteilungen stark war, keine Selbstverständlichkeit. Bei der weit geringeren Schülerzahl als heute war es nur in beschränktem Maße möglich, für das Seminar eigene Lehrkräfte zu verpflichten, so sehr Schmid dies im Hinblick auf die besondere Aufgabe der Lehrerbildung erstrebte. In einer ausführlich und überzeugend begründeten Eingabe beantragte er noch vor seinem Rücktritt den Ausbau des Seminars auf fünf Jahreskurse, damit die Voraussetzungen für eine umfassende Allgemeinbildung und eine gründliche Berufsausbildung gewährleistet würden. Die Verwirklichung dieses Planes, die praktische Durchführung der fünfjährigen Seminarausbildung mit der Einführung auch des Stadt- und Landpraktikums, mit der weitern Ausgestaltung der Stundentafel konnte allerdings erst später und — infolge des großen Lehrermangels — unter beträchtlichen Schwierigkeiten erfolgen. In seinen Bestrebungen wurde Martin Schmid durch den besonnenen und aufgeschlossenen Rektor Dr. Janett Michel, mit welchem er in der Schulleitung der Kantonsschule zusammenarbeiten durfte, tatkräftig unterstützt. Michel hat seines Freundes Wirksamkeit als Seminarleiter in der Festschrift «150 Jahre Kantonsschule» treffend dargestellt.

Als Pädagogik- und Deutschlehrer war Martin Schmid sehr anregend und im besten Sinne des Wortes richtungweisend. Gerne wurden auch im Pädagogikunterricht die großen Dichter, vorab Shakespeare, Goethe, Keller und Thomas Mann, zitiert und zu Rate gezogen. Das allzu Systematisch-Wissenschaftliche und Theoretische lagen ihm in der Erziehungslehre weniger als der lebensvolle Bezug zur geistigen Situation der Gegenwart und zum Schulalltag. Pädagogische Hauptanliegen waren ihm die Erziehung zur Freiheit und Verantwortung, die Stärkung des Glaubens an die Würde und Bestimmung des Menschen, die Erziehung zur Ehrfurcht vor dem Schönen und Ewigen, die Weckung eines Berufsethos in den werdenden Lehrern.

In einer Ansprache über Pestalozzi, die er 1946 zum 200. Geburtstag des weit herum ge-



Aufnahme aus dem Jahre 1966

feierten Erziehers vor den obern Klassen der Kantonsschule hielt und die in diesen Blättern wiedergegeben wird, hat er in eindrücklicher Weise die Anliegen des Menschenbildners jenen des Machtmenschen gegenübergestellt. Pestalozzi und Napoleon verkörpern zwei Grundauffassungen, die damals und heute zu Schicksalsfragen der Menschen werden. Während in einem andern Aufsatz Schmids, ähnlich wie bei Walter Nigg, das Sonderliche und Eigenartige des großen Menschenfreundes, wie uns scheint, etwas stark im Vordergrund stehen, werden in der Ansprache an die Schüler die pädagogischen Grundgedanken Pestalozzis überzeugend mit dessen Menschenbild, der Anthropologie, begründet. Eine überaus lebendig gestaltete, wirksame und auch heute noch höchst aktuelle Darstellung!

Daß Schmid auch mit ganzer Kraft und mit bestimmendem Einfluß für die Bündner Volksschule tätig war, nicht nur als langjähriger Präsident des Lehrervereins, sondern auch bei so vielen Beratungen der kantonalen Erziehungskommission, der Inspektorenkonferenz, der allgemeinen Lehrmittelkommission und der besondern Kommission für italienischsprachige Lehrmittel, sei nur am Rande beigefügt. Er verfaßte selber den Lehrplan für die Volksschule, einen Rahmenplan, der die wichtigsten Stoffgebiete klar umriß, daneben aber den Lehrern willkommene Freiheit zum exemplarischen Lehren und in der Wahl der Methode ließ. Er schrieb Teile von Lehrbüchern für die Primarschule und, nach seinem Rücktritt, zwei vorzügliche, sehr klar und anschaulich gestaltete Bücher für den Geschichtsunterricht. Er wußte, daß die Lehrerbildung und die Volksschule eine Einheit bedeuten und daß die Sorge und Hingabe für die Volksschule auch Aufgabe der Lehrerbildner ist, weil es diesen nie gleichgültig sein kann, wie die Volksschule ist, an welche sie die ausgebildeten Junglehrer entläßt.

Groß ist die Zahl der *pädagogischen und kulturpolitischen Aufsätze und Abhandlungen,* die Martin Schmid veröffentlicht hat, sei es in Schul- oder andern Zeitschriften, sei es als gesonderte Werke, wie «Die Bündner Schule», «Die kulturpolitische Lage Graubündens», «Gottfried Keller als Erzieher», «Marschlins eine Schule der Nationen». Im Buch über Marschlins werden weitreichende geistige Zusammenhänge aufgezeigt und die große Bedeutung dieser Schule im 18. Jahrhundert dargestellt. Weitere Aufsätze über Martin Planta, Ulysses von Salis-Marschlins, Johann Gaudenz von Salis-Seewis, Otto Barblan, Georg Luck, über einzelne Dichter, wie Hebel und Mörike, über Erziehungsfragen, seien lediglich erwähnt. Wir verweisen auf eine Bibliographie im Programm der Bündner Kantonsschule von 1954/55 sowie auf je ein Lebensbild im gleichen Programm und im Jahresbericht der Kantonsschule 1970/71.

Zu Referaten über Erziehungsfragen wurde der anerkannte und sprachkräftige Schulmann auch außerhalb des Kantons eingeladen, und die älteren Bündner Kollegen erzählen gerne, wie eindrücklich nach Form und Inhalt Schmids Vorträge oder Eröffnungsworte an Lehrerkonferenzen waren. Über die Bedeutung des Wortes der Erzieherpersönlichkeit

schrieb der 75jährige 1964: »Entscheidend ist immer noch sein Wort. Das Wort bringt die schaffende Phantasie, die exakte Phantasie in Tätigkeit, sagt Goethe. Es erhellt. Es erfreut. Es begeistert. Es richtet auf und tröstet. Nichts besteht, was zum Menschen so Zugang hätte wie das beseelte und durchgeistigte Wort. Wir müssen das Wort, wir müssen die Sprache aufwerten.» ... «Sogar Schriftsteller gibt es, die mit der Sprache umgehen, als wäre es Hudelware. Daher zurück zum Wort, über alle technischen Errungenschaften hinweg, durch alle fiebernde Wirtschaft hindurch, zurück zur saubern Sprache. Wir müssen sie säubern wie Luft und Wasser, wir müssen sie als Werkzeug des moralischen Sinnes, der menschlichen Verantwortlichkeit, in der Schule wie im Gerichtssaal, im lauten politischen Verein wie am stillen Familientisch verwenden.»

Martin Schmid hat jeweils die Zeichen der Zeit erkannt, und wie er vor und während des zweiten Weltkrieges zur Erziehung zur Freiheit aufrief, so ermahnte er später, die Schüler zu lehren, «international zu denken und zu fühlen».

Wie sehr er sich indessen seinem Chur und seiner Bündner Schule verpflichtet fühlte, beweist die Tatsache, daß er eine Berufung als Leiter des kantonalen Lehrerseminars in Basel ablehnte. Er hielt Graubünden die Treue, obwohl auch er es nicht immer allen und zu Zeiten nicht allen Politikern rechtmachen konnte.

Seiner Heimat war nicht nur sein erzieherisches Wirken, sondern auch sein dichterisches Schaffen gewidmet. Mit welcher Liebe hat er in seinem Churer Taschenbüchlein und einer Reihe von Aufsätzen seine Vaterstadt anschaulich und humorvoll gezeichnet, in «Bekanntes und unbekanntes Graubünden» (zusammen mit Hans Meuli) und andern Schriften Typisches und Kulturelles des mehrsprachigen Gebirgskantons festgehalten. Dabei vermerkt und bedauert er wiederholt, daß das kulturelle Leben in Deutschbünden in mancher Beziehung weniger lebendig sei als in den mehr auf sich selbst angewiesenen Sprachräumen romanisch und italienisch Bündens. Er selber aber hat in unserem Jahrhundert das kulturelle Schaffen Deutschbündens stark befruchtet.

Das Bild des *Dichters* Martin Schmid hat Rektor Dr. Hans Meuli in seiner Ansprache anläßlich der Verleihung des bündnerischen Kulturpreises in Anwesenheit des Preisträgers einfühlend entworfen. Der Leser findet diese Ansprache hier anschließend.

Die dichterische Sprachgestaltung, das künstlerische Schaffen überhaupt erfüllt nach Martin Schmid eine eigentliche Mission: «Allen zweckverfallenen Landsleuten und Profithungrigen sei's gesagt: schön bedeutet nichts Hinzugefügtes, Aufgesetztes, Luxuriöses und Entbehrliches. Das Schöne ist Gestalt und Form, in der das Ewige uns begegnet, sichtbar, hörbar, greifbar wird, ist die Gebärde, mit der die Güte sich zu uns herabläßt.»

Der Dichter liebte stille Spaziergänge und Wanderungen. Die Blumen und Bäume am Wege, die scheuen Rehe am Waldrand von Campodels, das mächtige Gebirge und so vieles mehr sprachen sein geübtes Auge und empfindsames Herz an. Ja, ist nicht seine Zuneigung etwa zu den zarten Soldanellen, dem hellen Grün oder herbstlichen Gold der Lärchen, zu den lichten Blättern und Rinden der Birken bezeichnend für das reiche und differenzierte Erleben und Wesen des Dichters? Für ein Wesen, das sich dem Lichten und Schönen öffnet, dem Rohen und Gemeinen verschließt und entgegensetzt?

Kurze Sommerferien verbrachte Martin Schmid früher während Jahren in Davos-Frauenkirch, wo er sich im Kreise seiner Familie erholte, über die Langmatte wanderte, auf die Staffelalp oder den Wildboden zum schwarz-weißen, niedern Kirchnerhaus hinaufschritt. Über den Waldfriedhof schrieb er: «Ja der Wald, der Lärchenwald! Er sammelt hier alles Leid und nimmt's in seine erbarmende Hut, in sein leises Abendrauschen, wenn ringsum die hohen Berge dunkeln.»

Als Martin Schmid 1955 an der Kantonsschule auch seine Lehrtätigkeit aufgegeben hatte, übernahm er bald noch für vier Jahre

die nicht leichte Bürde des Präsidiums des Stadtschulrates Chur. Später griff der noch rüstige und gewandte Schulmann und Dichter wieder vermehrt zur Feder, und manche Arbeiten erschienen im Bündner Jahrbuch und andern Zeitschriften. Ein Thema, das ihn zeit seines Lebens und im Alter in zunehmendem Maße beschäftigte, war die Frage, die er in einem Gedicht aufwirft und dem Bändchen «Tag und Traum» einer Gedichtreihe voranstellt: «Was bist du, Mensch, in dieser Zeit?» Den Dichter bedrängten die laute Betriebsamkeit, der Materialismus, manche Zerfallserscheinungen in bezug auf Formen und Sitten, Sprache und Kultur. Ja er, dem ein von echter Überlegenheit zeugender köstlicher und beglückender Humor eigen war, verfolgte stets auch kritisch das Zeitgeschehen und rüttelte seine Schüler und Leser zur Stellungnahme auf. In den letzten Jahren äußerte er wiederholt seine tiefe Besorgnis um das Weltgeschehen und um die geistige Haltung unserer Zeit. Die großen geistesgeschichtlichen Zusammenhänge hatten ihn nicht nur in seiner «Schinznacher Tafelrunde» oder in seinem «Marschlins» interessiert, sondern gerne vertiefte er sich in Schriften moderner Zeitkritiker und Dichter, so auch in Zuckmayers urgesundes Werk «Als wär's en Stück von mir», das ihm vor allem für das deutsche Geistesleben im Schatten der Diktatur aufschlußreich war.

Martin Schmid hat die Vielstrahligkeit des menschlichen Wesens, seine Höhen und Tiefen und Spannungen erahnt, erlebt und vieles davon sprachlich meisterhaft gestaltet. Doch was wollen wir weiter aufzählen, da jede Aufzählung lückenhaft bleiben muß? Der Heimgegangene würde, ein vertrautes, leises Lächeln auf den Lippen, mit leichter Handbewegung abwehren. Graubünden hat 1969 dem 80jährigen in schönster Weise gedankt; seine Freunde, seine vielen Schüler und Leser werden Martin Schmid ein ehrendes und dankbares Gedenken bewahren.

II. Ansprache von Rektor Hans Meuli bei Anlaß der Verleihung des Kulturpreises an Martin Schmid 1969

Verehrte Damen und Herren,

Der Kleine Rat des Kantons Graubünden hat zum ersten Mal einen Bündner Kulturpreis verliehen und diesen Herrn Dr. Martin Schmid zugesprochen. Wenn der Name Martin Schmid fällt, denkt man in Graubünden in erster Linie an Seminardirektor Schmid, der lange Jahre das Bündner Lehrerseminar geleitet hat und von dem entscheidende Impulse für die Verbesserung der Lehrerbildung und für die Entwicklung des Volksschulwesens ausgegangen sind.

Gilt die Auszeichnung des Kleinen Rates dieser amtlichen Tätigkeit? Dies wäre etwas überraschend. Die Feststellung des griechischen Philosophen Demokrit gilt wohl auch heute noch, wenn er sagt: «Die Menschen erinnern sich mehr an das Verfehlte als an das Gelungene. Und das ist ja auch so ganz in der Ordnung. Denn wie nicht der Lob verdient, der anvertrautes Gut zurückgibt, wohl aber der, der es nicht tut, üblen Ruf und Strafe, so steht es auch mit dem Beamten. Denn er ist ja nicht dazu gewählt worden, seine Sache schlecht zu machen, sondern gut. (Frgm. 265; Diels.)»

Wer das Amt, das ihm übertragen wird, gut verwaltet, muß damit rechnen, daß dies als selbstverständlich gilt und darf nicht besondere Anerkennung und Auszeichnung erwarten. Wer wollte bestreiten, daß man in unserem kargen Bergland mit seinem eher nüchternen, jeder Überschwenglichkeit abhol-

den Menschenschlag auch zur Auffassung neigt, die gute Ausübung eines übernommenen Amtes sei selbstverständliche Pflichterfüllung und werde durch Gehalt und offizielle Verdankung der geleisteten Dienste beim Rücktritt abgegolten.

So war es denn auch nicht die Meinung der Regierung, die unbestrittenen Leistungen des Seminardirektors Martin Schmid durch eine besondere Auszeichnung zu würdigen. Im Beschluß der Behörde heißt es vielmehr ausdrücklich, der Preis werde verliehen «in Würdigung seines kulturellen, insbesondere literarischen Schaffens». Wir werden uns also hier — soweit sich ein persönliches Werk überhaupt aufteilen läßt — nicht mit den Leistungen des Schulmannes, sondern mit dem Werk des Kulturpolitikers und Dichters zu befassen haben.

Dabei darf ein Teil der Tätigkeit des Pädagogen nicht außer acht gelassen werden: Wir denken an Publikationen zu Fragen der Erziehung und der Schule. Eine beachtliche Anzahl von Aufsätzen in Fachzeitschriften und Lehrerzeitungen enthalten wertvolle Diskussionsbeiträge zu Fragen der Erziehung und Bildung. Daneben ist das Bestreben unverkennbar, Anliegen der Erziehung, der Lehrerbildung und der Volksbildung in weitere Kreise zu tragen wie etwa durch die «Briefe über Erziehung» in einigen Jahrgängen des Bündner Haushaltungsbuches. Das starke historische Interesse verraten größere Arbeiten wie «Goethes Erziehungsideen», «Gottfried Keller als Erzieher» oder «Graubündens Anteil an einer schweizerischen Pädagogik».

War schon die zuletzt genannte Arbeit der engeren Heimat besonders verpflichtet, so gilt dies in vermehrtem Maße für zwei große Aufgaben, die Martin Schmid sich gestellt und mustergültig gelöst hat: Einmal die Darstellung der bündnerischen Volksschulverhältnisse im Buch über «Die Bündner Schule», dann im Buch «Marschlins, Schule der Nationen».

«Die Bündner Schule» bietet eine historisch und staatspolitisch untermauerte Darstellung der Schulverhältnisse in einem Bergkanton, eine — wie das Vorwort knapp umreißt — «realistische Darstellung und über die Darstellung hinaus Kritik und Aufruf». Dem Ziel entspricht die Form: Knapp und prägnant werden Ziele und weitausholende Programme früherer Zeiten umrissen, unerbittlich und klar die Schwierigkeiten der Gegenwart — das Buch stammt aus dem Jahre 1942 — dargelegt: Bergschulen, die kleinen und kleinsten Siedlungen dienen müssen, Schulen im romanischen Sprachgebiet, welche die angestammte Sprache pflegen und die gleichzeitig den sprachlichen Anschluß an die Umwelt bieten sollten, Kosten, die in keinem Verhältnis zur Finanzkraft der Trägergemeinden stehen, Problematik der vielsprachigen Lehrbücher, der Gemeindeautonomie, der Halbjahresschulen und damit im Zusammenhang der Lehrerbesoldung. Darüber hinaus wird der innere Gehalt der Bündner Volksschule kritisch durchleuchtet, die Bedeutung der Erziehung zum Schönen und der körperlichen Ertüchtigung unterstrichen; anregend und hilfreich für Schulmeister, Behörden und Eltern ist der Gang durch die Bündner Schulstuben unter der kundigen Führung von Martin Schmid. Manche Postulate des gehaltvollen Buches sind inzwischen verwirklicht, vieles bleibt zu tun. Bestehen bleibt auch die Aufgabe, die der Verfasser — mitten im Strudel totalitärer Bedrohung — der Schule eindringlich, fast leidenschaftlich vor Augen hält: «Demokratie aber ist nicht eine Sache des Blutes, um es zu wiederholen, sondern des Willens und der Tat, der Erziehung im tiefsten Sinne des Wortes.» Und mit Gotthelf mahnt er: «Ob im grünen Sessel, im Haus oder beim Mistauslegen, ganze Arbeit und nicht Hudelwerk.» Und er fügt bei: «Das ist Gewissenssache.»

Die Beschäftigung mit den Schulversuchen im Schloß Marschlins hat den Pädagogen und den Historiker gleichermaßen in Bann gezogen, handelt es sich dabei doch nicht um rein bündnerisches Eigengewächs, sondern um eine der zahlreichen Früchte, welche das «pädagogische Jahrhundert» hervorgebracht hat. So stellt der Verfasser die Schulgründun-

gen auf Bündner Boden in den Rahmen des Ideen- und Gedankengutes der damaligen Zeit, legt die Gründungen in Haldenstein und Marschlins dar und läßt ein Bild voll lebendiger Einzelheiten vom Leben in der Schule entstehen, von der sich Gründer und Lehrer grundlegend Neues und Besseres versprachen. Im Kapitel «Kritische Schau» werden die Schulbestrebungen, ihre geistigen Grundlagen und ihre Schwächen mit dem scharfen Verstand des Historikers und der großen Sachkenntnis des Pädagogen gewürdigt. Mit spürbarem Bedauern verzeichnet der Chronist den Zerfall der Schule und damit das Ende des Erziehungstraumes von Ulysses von Salis-Marschlins. Die Darstellung seines Werkes und der Träger der großen Schulprojekte durch Martin Schmid ist ein bleibender Beitrag zur bündnerischen Kulturgeschichte; daß manches, was in Marschlins gewollt und getan wurde, in unserer Zeit mit ihren vielen Schuldiskussionen eine bemerkenswerte Aktualität besitzt, sei am Rande vermerkt.

Beide Werke sind grundlegende Beiträge zur bündnerischen Schulgeschichte; sie sind darüber hinaus kulturkritische Studien, die zum Verständnis unseres Landes in Vergangenheit und Gegenwart Wesentliches beitragen.

Kulturpolitische und kulturgeschichtliche Fragen, weit über den Bereich von Schule und Erziehung hinaus, sind es, die Martin Schmid immer wieder beschäftigen. Neben kleineren Aufsätzen erscheinen als Ergebnisse dieser Tätigkeit das Büchlein «Chur, ein Taschenbuch für Churer und Gäste», «Die kulturpolitische Lage Graubündens» und der historische und kulturelle Teil von «Bekanntes und unbekanntes Graubünden».

Das kleine Buch über Chur ist eine mit viel Liebe und großer Sachkenntnis verfaßte Darstellung unserer Stadt, die für den Verfasser Jugendland und Stätte langjähriger Wirksamkeit ist. Ausgangspunkt ist die Anschauung: der Blick vom Haldenpavillon führt dem Leser Struktur und Wandel des Stadtbildes vor Augen, der Stich von Merian ergänzt die historische Schau. Daraus erwächst ein knappes Geschichtsbild, klar die wichtigsten Etappen von römischer Zeit bis zur Hauptstadt des Kantons Graubünden umreißend. Ein kleines Kapitel «Gut Regiment und steif Ordonanz» schildert die Zunftordnung, die durch lange Zeit der Gemeinde und der Gesellschaft das Gepräge gab, ein weiteres Kapitel gilt der Sprache der Churer, und «Wie die Churer reden» erfährt der Leser aus einer kurzen Geschichte in Churer Dialekt.

Zwei wie uns scheinen will charakteristische Züge der Darstellungskunst von Martin Schmid zeigt der Abschnitt «Aus dem Churer Gästebuch»: Den Sinn für das feine anekdotische Detail und die Fähigkeit, einzelne Züge in verborgenen Quellen aufzuspüren und lebendig werden zu lassen Da erscheint der Staufenkaiser Friedrich, von den Honoratioren der damaligen Stadt wohl empfangen, der Leser begleitet Goethe auf seiner Durchreise, und wir erleben mit Nietzsche seine Begegnung mit Chur, Passugg und Graubünden, um schließlich den deutschen Sozialistenführer Bebel von Daleu aus auf dem Weg zur letzten Ruhestätte zu begleiten. Die einleitenden Sätze aus dem Schlußkapitel «Lob der Kleinstadt» mögen belegen, wie liebevoll, wie verständig und kunstreich unsere Stadt von Martin Schmid vorgestellt wird: «... die Großstädte sind der Weg von der überorganisierten und technischen zur magischen und abergläubischen Welt, zu Angst, Not und Laster, sind exotische Blüte voll berauschenden Duftes, Herbst ohne Frucht und Tod ohne Tröstung. Gibt es etwas Einsameres und Verloreneres als der Park einer Großstadt? ...

Wie gemütlich, hell, humorvoll ist daneben die Kleinstadt mit ihren Gassen und Winkeln, ihren begrünten Plätzen und kleinen Brunnen, ihren schattigen Butiken und kühlen Weinstuben, mit ihren Käuzen und Originalen. Unser Chur zum Beispiel — noch einmal, Freund, sei ihr Lob gesungen —: mit zwei, drei Sätzen bist du aus dem Häusergewirr hinaus am rauschenden Wasser, an der besonnten Berghalde, in Schwertliliengärten oder in den weiten Sommerwiesen, je nach

der Richtung, die du einschlägst. Hast du übrigens bemerkt, wie weiß und freundlich hell im Juni unser Städtchen vom Holunder ist? Das glänzt an föhnhellen Mittagen an allen Wegen, Stegen, Mäuerchen der sonnigen Außenquartiere von seinem Schnee und duftet warm und wundersam wohlig. Denk ich daran, wie wir in Knabentagen im «Bärenloch» Fangis machen, im alten «Friedhof» auf die Weiden kletterten, am Martins- oder Pfisterbrunnen sudelten oder durch alle Winkel und Gassen tollten, daß die Tauben aufrauschten und die Werkleute schimpften, dann reiht sich mir ein Zug von Erinnerungen, die der Churer, falls er mir so weit gefolgt, schauen will und verstehen wird . . .»

Neben dieser beschwingten Studie über die Vaterstadt stehen die Arbeiten über Wesen und Eigenart unseres Kantons, die Schrift über die kulturpolitische Lage Graubündens und die Kapitel über Geschichte, Staat und Kultur in «Bekanntes und unbekanntes Graubünden». Anliegen und Ton sind ernster. Im Vorwort zur «Kulturpolitischen Lage» lesen wir: «Man kennt Graubünden nicht, wenn man allein seine landschaftlichen Reize erlebt, allein seine landschaftliche Eigenart sieht. Seine Geschichte und seine wirtschaftliche, kulturelle Gegenwart, seine Sorgen und Vorsätze, seine Mühen und Anstrengungen sind nicht minder der Beachtung und des Studiums wert.»

So stellt Martin Schmid aus gründlicher Sachkenntnis eine knappe prägnante Übersicht über die geschichtliche Entwicklung in den Dienst des Verstehens bündnerischer Eigenart: Der Wille, nach eigener Bestimmung zu leben, ist die treibende Kraft, die trotz der Mannigfaltigkeit der Sprache und des Volkstums, trotz Zeiten internen Haders zu einem starken Gemeinschaftsbewußtsein führt. Was aus diesen historischen und aus den wirtschaftlichen Gegebenheiten für die Gegenwart an kulturellen Aufgaben und Anliegen alles erwächst, ist auf wenigen Seiten mit Sachkenntnis geschildert, gewürdigt, anerkannt und kritisch beleuchtet. Bündner Eigenart wird aber nicht nur im Gemeinschaftsleben, in Werken der Dichtung und Malerei herausgestellt. Der Bündner erfährt eine Charakterisierung von Meisterhand, die auch dort nicht verletzt, wo sie Schattenseiten zeichnet. Ein paar kurze Abschnitte aus «Bekanntes und unbekanntes Graubünden» mögen beide Behauptungen belegen:

«Böse Zungen sagen, der Bündner sei falsch und stolz, das ist aber nicht der Fall. Er ist verschlossen, verhalten, läßt sich nicht gern in die Karten schauen, nimmt Gefühl und Gedanken nicht auf die Zunge, wenn der Fremde vor ihm steht. Das hat er vom Ahn, der die Bälklein schloß, damit man nicht durch die Fenster in die Stube blicke. Kann sein, daß er auch einmal zuviel in sich hineinwürgt, zu Schweres allein verwerkt, daß der Mann der Eheliebsten «das Wort nicht gönnt» oder einen Zank zu enden nicht den Rank findet. Es ist wohl wahr, er ist nicht immer leicht zu ertragen.

Nicht aber, weil er kalt und ohne Gefühl wäre. Das Gefühl ist nur verborgen wie ein Bergquell in der Erde. Er kann leidenschaftlich lieben, sich verzehrend lieben; . . .

Wo fände man größere Liebe und Treue zur Muttersprache als beim Romanen? Wenn es um die mumma romontscha geht, dann schließen Protestanten und Katholiken die Reihen, Gegensätze sind vergessen, und die eigenmächtigen Romanen werden dann manchmal empfindlich und mißtrauisch wie verwöhnte Kinder. Dennoch, Lob sei ihnen für solche Liebe und Treue . . .

Leidenschaftlich war auch immer die Liebe des alten Bündners für Freiheit und Selbständigkeit . . .

Wenn's um die Freiheit und Selbständigkeit geht, kann der Bündner Diplomat werden, klug parieren, Auswege tifteln, Einwände ersinnen, die einem Advokaten alle Ehre machten, denn er ist klug, und die jahrhundertealte Selbständigkeit hat ihn praktisch gemacht. Er kann Zaun und Gatter selber flikken. Aber es soll recht zugehen in der Welt.

Vor dem natürlich gewachsenen und geschaffenen Recht hat er Respekt; schon die alten Bünde beruhen darauf, und wer bauen

Regierungspräsident Stiffler bei Überreichung des Kulturpreises an Martin Schmid.

will, braucht Richtscheit und Senkblei. Sollte es im Staat denn anders sein?

Freilich kann dies Rechtsgefühl auch erstarren und harter Egoismus einkehren. Ein Span mit dem Nachbarn ist dann unvermeidlich und wird mit sturer Hartköpfigkeit ausgefochten. Wie er liebt, so kann der Bündner hassen, tief und lange.

Auch der Neid ist in den engen, beschwerlichen Verhältnissen oft ein vergrämter Gast. Sie vergönnten einander das Zahnweh, heißt es im Volksmund von diesen und jenen Bewohnern. Was über die Menge hinauswächst, wird dann mit Mißtrauen betrachtet und womöglich gestutzt. Früher hat man manchen Kopf rollen lassen, heute bedient man sich «psychologischerer Mittel». Jede Demokratie lebt in der Gefahr, das Ungewöhnliche und Überragende zu bemängeln, fragwürdig zu machen oder gar zu verfolgen. Der Neid des Volkes ist nicht kleiner als der Neid der Götter.»

Neben diesen größeren Arbeiten findet sich ein bunter Strauß kleinerer historischer, kulturhistorischer und literarhistorischer Arbeiten; ein Teil davon ist in einer aus Anlaß des 80. Geburtstages erschienenen Sammlung vereinigt. Feinsinnige Dichterporträts von Mathias Claudius, Johann Gaudenz von Salis-Seewis und Georg Luck, ein Aufsatz über die Schinznacher Tafelrunde von 1777 und eine Darstellung des Churer Aufenthaltes von Friedrich Nietzsche seien erwähnt, um zu zeigen, wie weitgespanntes Interesse und Bezug auf die engere Heimat Hand in Hand gehen.

Bei der Verleihung des Preises, der heute feierlich überreicht wird, war «insbesondere» das literarische Werk maßgebend. Die strenge Trennung zwischen wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten ist thematisch wohl einigermaßen möglich; wird die Form der Darstellung mit in Betracht gezogen, ist die Ausscheidung schwieriger. So darf die ausgefeilte kulturpolitische Prosa von Martin Schmid — wir haben bei der Würdigung einzelner Werke schon darauf verwiesen — als formales Kunstwerk gelten, dem das bündnerische Schrifttum wenig Gleichwertiges an die Seite stellen kann. Beherrschung der sprachlichen Ausdrucksmittel und ihre wohlgesetzte Verwendung ist eine Kunst, die im Zeitalter geschriebener Massenprodukte und fortschreitender Sprachverwilderung ein besonderes Wort der Würdigung und Anerkennung verdient. Daß der Beherrscher sprachlichen Ausdrucks und stilistischer Feinheiten auch Literatur im en-

geren Sinne geschaffen hat, kann nicht verwundern. Auch in bezug auf das literarische Schaffen muß auf Vollständigkeit bei der Aufzählung verzichtet, die Würdigung auf eine Auswahl beschränkt werden. In diesem Sinne seien zwei Bühnenstücke erwähnt, einmal «A Churer Tanzgamedi usem 18. Johrhundert» und das Festspiel zur Hundertfünfzigjahrfeier der Bündner Kantonsschule. In heiteren beschwingten Szenen stellt die Tanzgamedi ein Tanzverbot aus einer sittenstrengen Zeit und dessen Umgehung durch die muntere und keineswegs verdorbene Jugend dar. Es ist unseres Wissens das einzige literarische Dokument, wo mehrere Bündner Dialekte zusammenklingen; wo neben dem Churerisch die urchige Sprache der Schanfigger und der kräftige Maienfelderdialekt ertönen. Die lebendig angelegte Marktszene wird dadurch zu einem Kabinettstücklein rhätischer Literatur. Liebenswürdig und humorvoll führt der Dichter den schwierigen Fall zum guten Ende. Dabei wirkt das Zusammenprallen von enger Kleinstadtatmosphäre mit Weltgewandtheit, von kleinen Machthabern in Kirche und Staat mit unbekümmerter Jugend frisch, lebensnah, so daß das Stück, von jungen Leuten mit Hingabe gespielt, Zuschauer jeden Alters mit ungeteilter Freude erfüllt.

Das Festspiel zur Feier des 150jährigen Bestehens der Kantonsschule erlebte an den unvergessenen Jubiläumstagen zur Freude von Schülern und Ehemaligen und eines weiteren Publikums eine Reihe von Aufführungen. Lehrer und Schüler ließen auf der Bühne Geschichte und Gegenwart der Schule lebendig werden, bald im Dialekt, wo die Schule sich in der Volksmeinung bestandener Churer spiegelt, bald in beschwingten Versen, wo zur Geisterstunde die Gründer der Schule auftauchten, von ihren Idealen und Plänen sprechen und ihren Glückwunsch aus ferner Vergangenheit darbringen. Berühmte Schüler — Otto Barblan, Felix Calonder, Leonhard Ragaz und andere — läßt der Dichter als Buben beim Eintritt in die Schule vor dem Lehrerkollegium erscheinen. Dieses Kollegium ist seinerseits nicht aus historischen Gestalten zusammengesetzt, es ist zeitlose Schulwirklichkeit: Der Pragmatiker, der solides Wissen anhand von verpflichtendem Lehrstoff vermitteln will und nicht viel von verstiegenen pädagogischen Idealen hält und der Pädagoge, dem die Entwicklung der individuellen Persönlichkeit — «Kräfte bilden, nicht Stoff pauken» — erstes und ernstestes Anliegen ist; der Vertreter der Lingua materna, der begeistert Dante zitiert und der Mathematiker, der den jungen Pünchera mit der Frage nach dem pythagoräischen Lehrsatz überfällt. Und nach dem Abtreten der Schüler entwickelt sich eine echte hitzige Debatte über Wege und Ziele der Schularbeit, deren Stoff der Schulmann und deren bis ins kleinste treffende Form der Meister der Sprache geliefert hat.

So wurde die literarische Festgabe des Dichters und Schulmeisters Martin Schmid zum geistigen Schwerpunkt des Festes, dankbar empfangen von Jungen und Alten der großen Schulgemeinschaft.

In der erwähnten Lehrerdebatte des Festspiels fällt folgender Satz: «Behandeln sie zum Beispiel ein Gedicht nach allen Schemata der ausgeklügelten Methodik, und der Luck liest keine Gedichte mehr.» Dieser Satz mag uns als Warnung und Richtlinie begleiten, wenn wir den Versuch unternehmen, das lyrische Werk von Martin Schmid zu würdigen. Wir möchten vielmehr die leise Hoffnung aussprechen, daß unsere heutige Feierstunde den einen oder andern dazu bestimmt, wieder einmal im Werk des Bündner Dichters zu lesen.

Dieser Dichter hat eine scharf umrissene, klare und gescheite Würdigung erfahren im Vorwort zum Sammelband «Erlebtes und Erkanntes»; sie stammt aus der Feder des allzufrüh verstorbenen Eugen Heuß. Da steht am Schluß: «Versuchen wir abschließend ein zusammenfassendes Wort zu finden. Wir wollten zum Ausdruck bringen, daß Martin Schmids Lyrik als Teil seiner Lebensanschauung kein unverbindliches Aneinanderreihen von Gedichten ist, kein vergnügliches und abwechslungsvolles Spiel von Augenblick zu Augenblick, von Stimmung zu Stimmung. Was wir in ihr sehen, das ist ein Mensch, der,

ins Ganze hineingestellt, das Schöne der Natur sieht, an der Zerrissenheit der menschlichen Welt leidet, um Klarheit im umgreifenden Zusammenhang ringt und davon kündet. Dichten, so lautet die abgekürzte Formel dafür, ist auch denken.» ... «Das gewalt- und interesselose reine Erkennen so nachhaltig und tief in der Lyrik eines Bündner Dichters zu finden, darf wohl als ein geistiges Ereignis festgehalten werden, wie es Graubünden seit Johann Gaudenz von Salis-Seewis nicht mehr erlebt hat.»

Über diese Poesie sei nicht mehr gesagt; sie mag selber für sich sprechen, mag von der Schönheit der Natur und vom Ringen um gedankliche Klarheit künden. Einige Zeilen aus dem «Lob der Lärche» dürfen am Anfang stehen:

«Flieht der Sommer aus dem Gebirge, kommt das Nebelvolk grämlich über den Grat, raschelt der Herbstwind im toten Alpenrosenhang, dann sammelt sie in der Stille wie eine Mutter all ihre Süße, fängt von innen zu leuchten an, wird reines, sieghaftes Gold. Noch einmal kommen lichtere Tage, und sie steht mit ihren Schwestern im Licht, ist selber Licht, leuchtendes Licht, funkelndes Gold, schön und groß wie ein Psalmwort, das der Herr auf dem Berge gesprochen.»

Das Gedicht «August» verbindet in großartiger Knappheit das Bild des scheidenden Sommers mit dem geahnten Schauer der Unendlichkeit.

Hell brennt der Berberitzenstrauch,
Der letzte Acker senkt sein Korn,
Die Heide schwelt vom blauen Rauch,
Der Häher schreit im braunen Dorn.

Du weißt, daß nun das Ende wird
Der Sommerlust. Schwer rauscht der Hang,
Und fröstelnd steht am Stab der Hirt
Und lauscht verwehendem Gesang.

In Nächten geht der Sterne Zug
So feierlich und hoch dahin
Wie heiliger Vögel ferner Flug,
Die in die große Heimat ziehn.

Das Schlußgedicht des Bändchens Bergland, aus dem auch das August-Gedicht stammt, läßt eine erschütternde Vision des letzten Gerichtes erdröhnen und klingt aus in die sieghafte Zuversicht des Glaubens.

Auf den Bergen losch das Morgenlicht,
Finsternis deckt brausend alles Land,
Zitternd stehn wir alle im Gericht
Unter eines Richters Rächerhand.

Wer darf stammeln, daß er schuldlos sei?
Wer hebt seiner Taten Aschenkrug?
Anders ist es nicht als banger Schrei
Wunder Hinde, die der Jäger schlug.

Aber eines ist wie Fels gesetzt:
— Haltet, Brüder, euch zur Nacht bereit —
Aus den Todeswogen steigt zuletzt
Groß der Herr in seiner Herrlichkeit!

Daneben mag ein einprägsam geschautes und mit scharf charakterisierenden Strichen gezeichnetes Bild vom Leben und Sterben im Bergdorf stehen.

Dicht stehn sie an dunkler Grube
im flimmernden Mittagslicht,
leis schüttern des Pfarrherrn Gebete,
der für den Toten spricht.

Gebräunt und zerrissen wie Rinde
ein jedes Bauerngesicht,
das Silberhaar weht im Winde —
Schwarz stehn sie wie vor dem Gericht.

Die Laue hat ihn erschlagen,
der Lenz ans Licht getaut,
so wird ein jeder begraben
der hier am Berg gebaut.

Aber herrlich schreitet die Sonne,
die Bienen schwärmen aus,
in den Höhen orgeln Lawinen,
Rauchschwalben blitzen ums Haus.

Ein jeder schaufelt drei Schollen
dem Bruder stumm ins Grab —

— Erde zu Ackererde —
stapft die Friedhofstufen hinab.

Der Wind weht von freien Bergen,
der Bach rauscht den Choral!
Und morgen grünen die Erlen
bis zum Felsgrat von Petnal!

Und morgen glänzen die Sensen
hinauf in die höchste Fluh,
die Toten grüßt Herdegeläute
in die feiernde Grabesruh.

Im Gedicht «Trink, meine Seele, das Licht» begegnen sich Schönheit der herbstlichen Natur und der Gedanke erlösender Gnade.

Trink, meine Seele, das Licht
wie das goldene Laub dieser herbstlichen [Tage,
das singend vom Zweige bricht.
Siehe, die Liebe hat alle Gräber geschmückt,
in die gedämpftere Klage
duftet die Rose, die letzte, vom Reif schon [gebückt.
Alles ist Liebe und alles ist Gnade,
die dich erlösen will,
wandle die leise dunkelnden Pfade
feiernd und still.

Verehrte Anwesende,

Als Goethe zu seinem 70. Geburtstag von Freunden und Verehrern aus seiner Vaterstadt Frankfurt einen goldenen Lorbeerkranz erhielt, schrieb er aus Karlsbad an die Spender: «Was aber sollte uns über alles Vergangene mehr beruhigen, als ein öffentliches Zeugnis, daß man nicht umsonst gelebt, daß eine gütige Vorsehung uns von Schritt zu Schritt vergönnte, etwas zu leisten, welches wir solange scheu als das unsrige betrachtet, bis uns andere versichern, daß es auch für sie bleibenden Wert habe.»

Der Kanton Graubünden schenkt keine goldenen Kränze, aber der Sinn der Gabe, die heute für ein wissenschaftliches und literarisches Werk verliehen wird, ist wohl der gleiche, den Goethe im gespendeten Kranz sieht: Er besteht in der Versicherung, daß die Leistung des Geehrten bleibenden Wert hat, nicht nur für den Schaffenden selber, sondern auch für andere, vor allem für die bündnerische Heimat, in deren Boden sie wurzelt und der sie in erster Linie gegolten hat.